**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 27 (1923-1924)
**Heft:** 7

**Artikel:** Heimkehr [Schluss folgt]
**Autor:** Frey, Jakob
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-666497

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Nach den Menschen, Zöllnern oder Frommen;
Alle sollen, alle zu mir kommen,
Alle sollen, die vorübergeh'n,
Ihrem Herrn ins milde Antlitz seh'n.
Dem Betrübten auf dem Kreuzespfade
Spend' am Kreuz ich einen Blick der Gnade,
Den Beglückten in der Erdenlust
Mahnt mein Kreuze: „Schlag an deine Brust!"
Kommt des Wegs ein Wandersmann gegangen,
Segen soll er auf den Weg empfangen,
Nimm auch du in flücht'gem Reiseschritt
Gottes Gruß vom Kreuze mit!".

Kehren wir nochmals zum Bilde zurück, von dem wir ausgegangen. Herbstabend! Eine leise Wehmut über der Landschaft. Die Glöcklein auf den Weiden läuten Feierabend. Noch einmal vor Einbruch des Winters flackert das Leben auf. Dann will die müde Natur schlafen gehn.

Aber wie jetzt die Sonne untertaucht im feurigen Meer des Abendrots, da lodert und glutet es über die Berge, in brennendem Schein, in unfaßlicher Majestät. Dann erlöschen die Flammen, rötlich-golden, immer blässer. Dann stehen die Gestalten des Urgebirgs erst fahl, wie tot, dann weiß, dann silberweiß unter dem Blinken der Sterne; es ist so stille; Friede Gottes! Das Kreuz ist vergangen, ist wie aufgelöst in eine höhere Welt des Friedens. Es stand ja dem Himmel so nah. Der Himmel hob es zu sich empor.*)

## Heimkehr.

Von Jakob Frey.

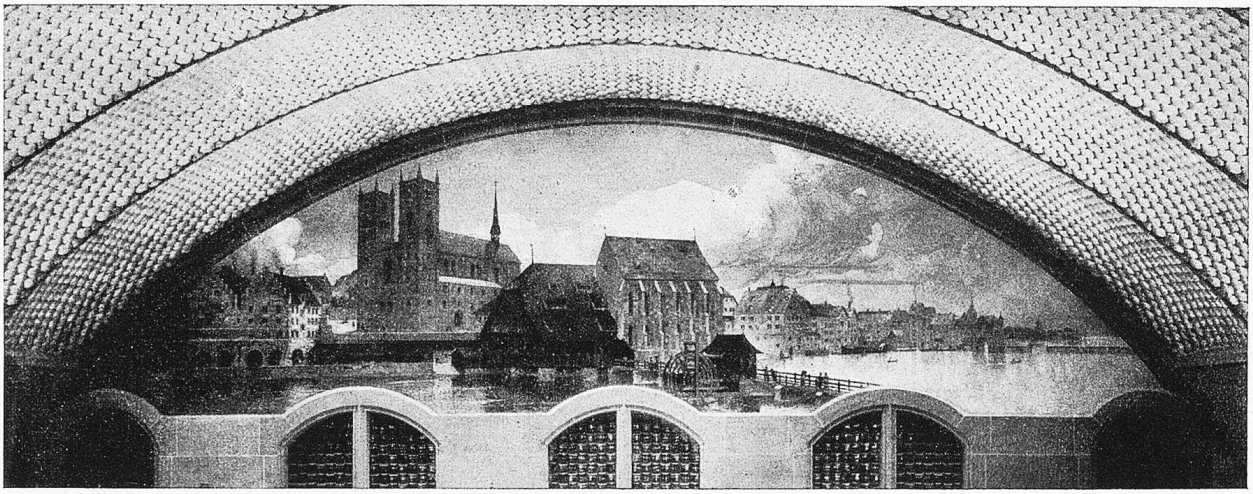
Im sommerlichen Abendscheine glitt durch eine Bucht des großen Sees, der seinen Spiegel zwischen dem Fuße des Hochgebirges hervor in die ebenere Landschaft hinausdehnt, langsam ein kleiner Kahn dahin. Bald blieb er völlig still liegen, nur leicht bewegt von dem sich kräuselnden Wellenspiele; bald tauchte wieder der eine oder der andere der beiden Männer, die in demselben saßen, mit leisem Schlage das Ruder ein. Es waren zwei schöne, stattliche Gestalten, von denen selbst der ältere kaum noch das dreißigste Lebensjahr erreicht haben mochte. Dieser ältere zeigte mit seinem bräunlichen, von einem dunkeln Vollbarte umrahmten Antlitze ein schlichteres, gehalteneres Wesen als der jüngere, über dessen feingeschnittenem Gesichte ein unverkennbarer Ausdruck selbstbewußter Vornehmheit schwebte; und doch lag in den Zügen beider wieder eine ebenso unverkennbare Familienähnlichkeit. Sie schauten schweigend, jeder in seine Gedanken verloren, über den See, aus dem nur hier und da noch einige blitzende Lichtstreifen auffunkelten, und hinauf an die nahen Gebirgshäupter, die sich schon eine geraume Weile mit ihrem abendlichen Rosenschimmer geschmückt hatten. Manchmal senkte sich ein Widerschein dieses Schimmers, wie von einem plötzlichen Luftzuge dahergetragen, auf den See herab, so daß derselbe weithin in flüssigem Silber erglühte und der Glanz selbst an die sonst schon tief beschatteten Uferhalden hinaufloß. Allmählich jedoch begann das zauberische Licht- und Farbenspiel bleicher zu werden, und der ältere der beiden faßte sein zierlich bemaltes Ruder kräftiger an. „Du führst mich durch ein goldenes Tor in deine Heimat ein, Arnold," sagte der jüngere, leis aufatmend; „ich danke Dir für diese Fahrt."

„Auch der Landweg, der dort über die Anhöhe von der Stadt herausführt, ist schön," entgegnete Arnold; „nur fürchte ich, wird dir das Haus selbst weniger gefallen, als das Tor, von dem du sprichst. Du mußt dich eben mit unsern einfachen Verhältnissen zufrieden geben, Vetter Alexis."

Dieser machte, ohne etwas zu erwidern, eine leichte Bewegung mit dem Kopfe und hielt nun den Blick aufmerksam auf das nahe, von einem Walde hoher Bäume bedeckte Ufer gerichtet. Bald legte auch der Kahn vor einer breiten Steintreppe an, die mit wenigen Stufen zu einem schmucken, nur nach dem See hin offenen Pavillon hinanführte. Vor der Treppe lagen noch ein paar größere und kleinere Schiffchen im Wasser, einige derselben auch mit Segelvorrichtungen versehen.

„Das ist mein Hafen mit samt der Reede," sagte Arnold, während er ausstieg und den

*) Aus: „Näher, mein Gott, zu Dir!" Geleitworte für die Lebensreise. Preis Fr. 1.50 kartoniert, gebunden Fr. 2.—. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. — Vom Segen der Arbeit, vom Wert des Heims und des häuslichen Sinns, von Gesundheit und Krankheit, von Welt und Gott, von Leben und Tod spricht hier der Verfasser mit jener gewinnenden Ueberzeugungskraft, die von einer tiefen Kenntnis des Menschenherzens herstammt. Dabei verliert er sich nie in bloß theoretische Ausführungen, sondern weiß den Leser vorweg durch anschauliche Beispiele aufzuklären und aufs innigste zu fesseln. So wird dieses Büchlein, das auch von Erwachsenen mit Freuden und Gewinn gelesen wird, imstande sein, dem Segen der Konfirmation Dauer zu verleihen und ihn stetig zu mehren.



1. Das alte Zürich 1650. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

Kahn an einem in der untersten Steinstufe befestigten Ringe anschloß; „es wird mich freuen, wenn Dir die kleine Einrichtung bisweilen eine vergnügte Stunde verschaffen kann."

Alexis, der völlig in sich versunken schien, reichte seinem freundlichen Führer stumm die Hand hin, und so ließen sie, oben auf der Steintreppe Hand in Hand nebeneinander stehend, die Blicke nochmals über den See hinausgleiten. Aber schon sanken von allen Seiten tiefere Schatten auf denselben, und auch die Gebirgshäupter hatten ihren Purpur bereits mit einem mattgrau verwehenden Schleier vertauscht. Sogar die Türme und Häuserreihen der Stadt, die kaum eine halbe Stunde entfernt am unteren Ende des Sees lag und von welcher die beiden eben heraufgekommen waren, hatten sich abgeschattet und begannen in eine dunkle Masse zusammenzufließen. „Es wird kühl hier am Wasser," sagte Arnold, „und du mußt müde sein. Suchen wir für heute unser Obdach auf."

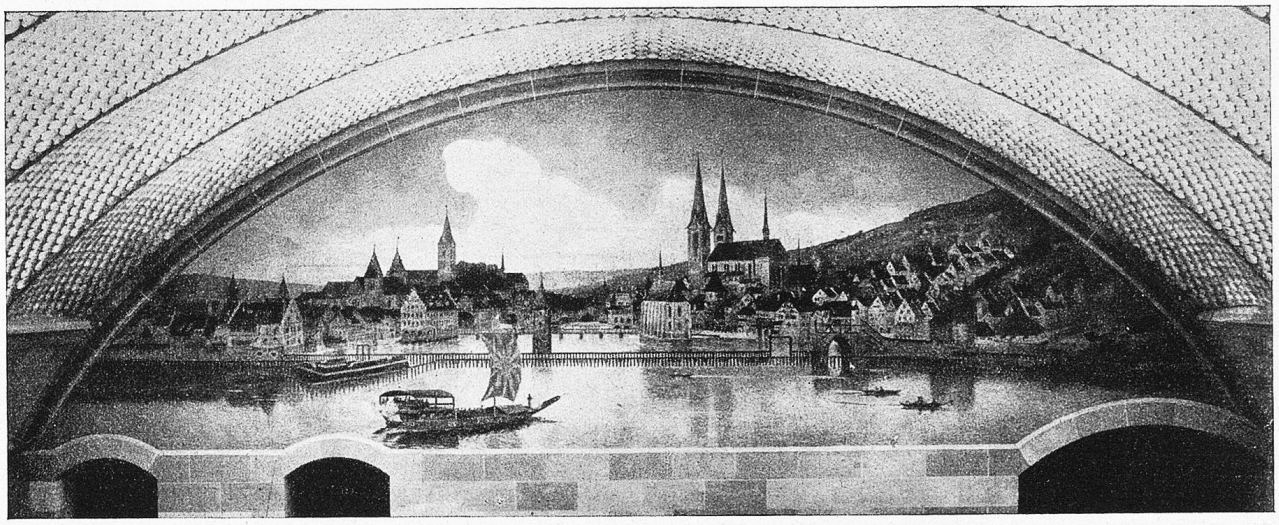
Ein saubergehaltener, mit feinem Kies belegter Weg führte an mächtigen Nußbäumen vorüber nach einem Hause hinan, das in mannigfaltigem Baumwerke fast verbogen stand. Erst vor dem Portale, das durch eine ziemlich hohe Umfangsmauer auf einen geräumigen Hof hineinführte, stellte es sich in der Dämmerung dem Blicke mit seiner ganzen Front dar und erzeigte sich nun als eines jener stattlichen, in der Nähe einst souverän regierender Schweizerstädte nicht seltenen Landhäuser, die, gewöhnlich erst aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, doch in einzelnen Teilen immer noch an die Bauart mittelalterlicher Burgen erinnern. An den Enden der Vorderseite stiegen zwei spitzauslaufende Türmchen auf, während auch von der Rückseite noch ein drittes über die hohe breite First des massiven Mittelbaues emporragte. „Das also ist deine Heimat," sagte Alexis, das Gebäude aufmerksam betrachtend; „deine Heimat, dein angestammtes Vätererbe."

„Mein Elternhaus," erwiderte Arnold, „wie es noch dasjenige deines Großvaters gewesen; denn hier hat er das Licht der Welt erblickt und seine Knabenjahre verbracht. Drum laß dir's nach Möglichkeit gefallen bei mir, lieber Vetter, und sei an dieser Schwelle nochmals herzlich willkommen geheißen."

Nach wiederholtem warmem Händedruck schritten die zwei Verwandten über den Hof und die breite, von einem schweren Gitterwerke eingefaßte Treppe in das Haus hinauf, wo ihnen in einem einfach, aber bequem eingerichteten Gemache bereits der Tisch gedeckt war. Doch auch nachdem ein alter Diener die Speisen hinweggeräumt und ein paar Flaschen aufgestellt hatte, wollte das Gespräch, trotz der Bemühungen des Wirtes, zwischen den vetterlichen Tischgenossen nicht in rechten Fluß geraten, bis der Gast endlich sagte: „Ich glaube selbst, ich bin müder, als ich's auf dem Herwege empfunden habe; wenigstens bedarf ich der Sammlung, bevor ich von den Eindrücken, die ich bisher in deinem Vaterlande empfangen habe, dir ein deutlicheres Bild zu geben imstande bin."

„Ich freue mich darauf und bin begierig zu hören, was alles du schon beobachtet hast," erwiderte Arnold.

„Ich habe viel Preiswürdiges gefunden," versetzte Alexis; „indessen auch manches, das mich den Verlust der ursprünglichen Heimat we-



2. Zürich um 1770. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

nig beklagen läßt. Nur diesen Abend — ich weiß es nicht; mir ist's, als sei mir die Schönheit deines Landes noch nie und nirgends so ergreifend entgegengetreten als hier, und doch rührt dies vielleicht auch bloß von einer augenblicklichen Stimmung her, durch die ich mir mein sonstiges Urteil nicht gerne verwirren lassen möchte."

„Das sollst du ja nicht, lieber Vetter," erwiderte Arnold treuherzig. „Also auf morgen und hoffentlich recht viele Tage nachher!" Sogleich ein Licht ergreifend, erhob er sich, um den Gast auf sein Zimmer zu geleiten, wo er ihn nach einem herzlichen Gutnachtwunsche allein ließ.

Alexis fand auch hier die nämliche einfache Einrichtung, wie im Speisezimmer; aber alles Notwendige war reichlich und bequem zur Hand und verriet in jeder Weise sowohl guten, wenn manchmal auch etwas altväterlichen Geschmack, als soliden Wohlstand. Er trat halbträumend an ein Fenster, das auf den See hinausging. Über den Gebirgshäuptern im Hintergrunde schwamm schon wieder ein rötliches Gewölke, das in magischen Lichtschleiern durcheinander webte. Es war der Mond, der eben dort heraufkam. Aber der stille Beschauer rief, alsbald ins Zimmer zurücktretend: „Genug für heute, nun zur Ruhe!"

Doch je wohliger das weiche, duftige Lager die müden Glieder umfing, um so lebhafter wachten die inneren Sinne wieder auf, und der ersehnte Schlaf schien, jeden Verlangens spottend, für die ganze Nacht entweichen zu wollen. Dafür drängte sich rasch Bild an Bild, Erinnerung an Erinnerung hervor. „Wohlan denn," sagte endlich der Ruhelose leise vor sich hin, „so laßt uns Heerschau halten; Zeit und Ort eignen sich dazu."

Und wie auf ein erwartetes Kommandowort kamen die Scharen zu dieser geistigen Heerschau rasch herangezogen, so daß der junge Mann alsbald in eine Vergangenheit zurückblickte, die weit über den Anfang seiner eignen Lebenswege hinauslag und doch denselben ihre Richtung gegeben hatte. Nur in der allerersten, dunkelsten Kindheitserinnerung erblickte er noch das Bild eines schneeweißen, aber immer noch stattlichen Greises, seinen Großvater, von dem er jedoch späterhin um so mehr erzählen hörte.

Derselbe war in jener trüben Zeit, da die alte Eidgenossenschaft unter dem Anpralle der Franzosen zusammenbrach und über ihren Trümmern eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet wurde, mit noch vielen andern patrizischen Standesgenossen aus dem Vaterlande geflohen, um den hier eingedrungenen Feind von der Fremde aus zu bekämpfen. Damals war er ein noch junger Mann, der dann, als sich seine Flüchtlingshoffnungen nicht erfüllen wollten, zuerst in österreichische, später in russische Dienste trat; denn die Rückkehr in die Heimat verwehrte ihm nicht bloß sein Abscheu vor den neuen Zuständen derselben, sondern das Band, das den Menschen sonst so fest an das Land seiner Väter kettet, hatte einen noch tieferen und schmerzlicheren Riß erhalten. Der einzige, und zwar ältere Bruder, der eigentliche Stammhalter des Geschlechtes, war den Überlieferungen desselben untreu geworden und hatte sich dem neuen Wesen zugewendet. Als der jüngere dies vernahm, tat er ein zorniges Ge-

lübde, daß der Brudername nie mehr von ihm genannt werden solle. Dagegen ging ihm in der Fremde ein guter Glücksstern auf, dem er treulich zu folgen beschloß. Er heiratete sich in eine vornehme Russenfamilie ein, russifizierte ihr zu Gefallen selbst seinen Geschlechtsnamen, und so war schon sein Sohn dem ursprünglichen Vaterlande völlig entfremdet, wo nicht gar in einem feindseligen Sinne gegen dasselbe erzogen worden. In noch erhöhtem Maße trat diese Entfremdung natürlich bei dem Enkel des Ausgewanderten ein, bis derselbe vor zwei Jahren durch zufällige Vermittelung in einer norddeutschen Hauptstadt mit seinem Vetter Arnold zusammentraf. Keiner hatte bisher von dem Vorhandensein des andern eine nähere Kunde gehabt; aber das verwandtschaftliche Blut erhob in beiden seine Stimme schon in der ersten Stunde ihres Beisammenseins, und deshalb hatte Alexis damals bei der Trennung dem so unerwartet gefundenen Vetter einen Besuch in der Heimat zugesagt. Einer früheren Ausführung des Vorhabens waren seitdem mancherlei Hindernisse in den Weg getreten; aber Alexis hatte unterdessen doch sich teilnehmend mit der Geschichte und den Zuständen des Landes seiner Voreltern näher vertraut zu machen gesucht. Als er nun endlich vor einigen Wochen in demselben anlangte, befand sich sein Vetter gerade als Nationalrat in der Bundesstadt, von wo er erst gestern heimgekehrt war. Alexis, der inzwischen die beste Gelegenheit gefunden hatte, das Land nach verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen, war einer Abrede gemäß diesen Abend in der nahen Stadt eingetroffen, und dort hatte Arnold ihn im Schiffchen abgeholt.

Dem Wandel dieser Dinge nachsinnend und allmählich halb träumend über denselben, versank der Müde in einen festen Schlaf, aus dem er erst am andern Morgen wieder aufwachte. Schon war die Sonne weit über die Berge heraufgestiegen, als Alexis auf eine nach dem See hinausgelegene Altane trat, wo Arnold bereits eine gute Weile mit dem Frühstück auf ihn gewartet hatte. Welch ein andres Bild stellte sich jetzt als gestern abend dar! Die Berge stiegen in klaren Gestalten mit Wäldern und Weiden, Felshängen und Schneefeldern in den hellen Morgenhimmel empor; der See, der in der abendlichen Dämmerung still und lautlos dagelegen, wimmelte von Fahrzeugen, deren weiße Segel in der Sonne leuchtend der Stadt zusteuerten. Diese selbst erglänzte mit Türmen und ansehnlichen Häuserreihen und entsandte aus ihrem Hafen eben einen Dampfer, der seine graue Rauchfahne weithin durch die Luft nachflattern ließ. Sich dem Ufer entlang haltend, zog er so nah unter der Altane des Landhauses vorbei, daß die einzelnen Menschen, die das Verdeck anfüllten, gezählt werden konnten. „Ja, dein Land ist schön," sagte Alexis, nachdem sein Blick eine Zeit lang auf diesem Gemälde geruht; „schöner und herrlicher, als ich mir's selbst nach den beredtesten Schilderungen je gedacht hätte. Das Land, ja; aber die Leute, das Volk!"

„Wie?" fragte Arnold ruhig aufblickend, „unser Volk also gefällt Dir nicht, lieber Vetter?"

„Und daß dem so ist," versetzte Alexis, „daran trägst Du selbst einen guten Teil der Schuld."

„Wie, ich?"

„Nun ja, du, wenn Du meine Offenheit mir nachsehen willst," erwiderte Alexis; „denn nur im Vertrauen auf Dich, den ich eben kannte, nur durch Dich und gewiß nicht durch urteilslose oder befangene Bücher verleitet, hatte ich mir, gegen all' meine früheren Ansichten und Überzeugungen, allmählich doch eine Art von Volksideal möglich gedacht, das ich in Deinem vielgerühmten Schweizervolke verwirklicht zu finden hoffte. Aber nun —"

„Aber nun findest Du Dich enttäuscht!" fiel Arnold neugierig ein.

„So ist es."

„Einigen Unterschied," sagte Arnold heiter, „wirst Du denn doch zwischen meinen Landsleuten und deinem russischen Volke gefunden haben, denke ich."

„Ich habe hier wie dort gefunden, daß sich die große Volksmasse, von der Befriedigung alltäglichster Bedürfnisse beherrscht, geistesarm und eigennützig in ihren engen Geleisen dahintreibt," entgegnete Alexis, „ohne eines tieferen Bildungsverlangens, ohne eines höhern Aufschwunges fähig zu sein. Nur daß sich diese Tatsache für Euch ganz anders und schlimmer stellt als für uns!"

„Und wie das?"

„Weil bei uns kein Mensch in Eurem Sinn vom Volke spricht," antwortete Alexis; „dieses mag ohne Schaden immerhin die gedankenlose Arbeitsmaschine bleiben, die es von jeher gewesen ist; denn bei uns beruht die Kultur und Bildung der Gesamtheit nicht auf ihm, sondern

3. Partie an der Limmat. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

eben auf den höheren, bevorzugten Ständen, wie Du wohl weißt."

„Womit Du doch nicht sagen willst, daß Du hierzulande nur eine unterschieds- und bildungslose Masse, die rudis indigestaque moles des römischen Dichters, gefunden habest," lächelte Arnold gutmütig.

Alexis schüttelte den Kopf. „Du wirst mich nicht mißverstehen wollen, da ich ohnehin nur von dem Eindrucke spreche, den ich bisher hier empfangen habe," entgegnete er; „wenn ich Dir aber auch gerne zugebe, daß Dein Land sogar eine unverhältnismäßig große Anzahl wirklich gebildeter Individuen besitzt, so ist damit an meiner Tatsache noch wenig geändert. Denn jedes dieser einzelnen Individuen will und muß wieder zum Volke gehören; es befaßt sich mit dem engen Gedankenkreise, mit den kleinlichen Verhältnissen desselben, und während es sich vielleicht einbildet, es steige nur zum Volke hinab, um dieses zu sich heraufzuheben, wird es in Wahrheit selbst von ihm in der Tiefe festgehalten. Daher der hausbackene, trockene Realismus, der selbst Eure beste städtische Gesellschaft ungenießbar macht; daher der überall spürbare Mangel an Idealität, an einer reineren Geistesatmosphäre, die durch Eure reine Alpenluft nun einmal doch nie ersetzt werden kann."

„Sollte es denn wirklich so schlimm stehen um uns!" rief Arnold, nun auch seinerseits den Kopf schüttelnd; „ich weiß, dieser Vorwurf ist uns vom Auslande her schon oft gemacht worden, wenn gewöhnlich auch nur von träumenden Stubengelehrten. Doch von Dir hätte ich ihn kaum so herb erwartet."

„Und hast Du ihn nicht vor aller Welt in Deiner Bundesversammlung herber und beredter selbst erhoben?" sagte Alexis; „stand es nicht in allen Tagesblättern zu lesen, wie Du dort Dich laut beklagt, daß über dem Feilschen und Markten um die kleinlichsten Dinge jedes höhere Ziel zu verschwinden drohte?"

„Das freilich hätte noch eine andere Seite, die zu besprechen sich schon Gelegenheit finden wird," entgegnete Arnold. „Aber wie Deine Anklagen immer begründet sein mögen," fügte er wieder in heiterem Tone hinzu, „so wird doch hoffentlich die schönere Hälfte meiner Landsleute vor Deinen Augen Gnade gefunden haben."

Um den fein gebildeten Mund des Gastes kräuselte sich ein ironisches Lächeln auf. „Du weißt," sagte er, „das Weib ist allerwärts nur der Widerschein des eigentlichen Wesens des

Mannes, und darum hab' ich gerade an Euerm Frauengeschlechte, dem ich übrigens körperliche Vorzüge nicht absprechen will, am schärfsten jenen feineren geistigen Duft vermißt, ohne den wahre Schönheit nicht bestehen kann und den Du ja auch an den Frauen der höheren Stände Deutschlands so sehr gepriesen hast."

„Also auch hier verloren, wie schade!" scherzte Arnold; „denn schon hatte ich heimlich gehofft, es werde irgend einer meiner schönen Landsmänninnen gelingen, Dein Herz gefangen zu nehmen und auf diesem Wege Deinen fremd gewordenen Zweig unseres Geschlechts wieder etwas nach der Heimat zurückzubiegen."

„Du scheinst diese Landsmänninnen gefährlicher für mich als für Dich gehalten zu haben," entgegnete Alexis in gleichem Tone; „wenigstens habe ich von solcher Gefangenschaft, wie Du mir sie gewünscht, noch nichts an Dir bemerkt, und doch gebührte billig Dir der Vortritt."

„Wohl, wohl," bestätigte Arnold; „indessen hat es noch Zeit dazu. Immerhin hast Du mir nun schon ein tüchtiges Bündel zum allmählichen Abspinnen an die Kunkel gesteckt. Wenden wir uns drum, wenn Dir's recht ist, von unserer nüchternen, prosaischen Wirklichkeit ein Stündchen der Kunst zu. Freilich kann ich auch darin, wie ich Dir schon bemerkt, nur Weniges und Bescheidenes bieten, lieber Vetter."

Alexis erhob sich bereitwillig, und Arnold geleitete ihn eine Wendeltreppe hinan, die sich in einem der Ecktürmchen des Hauses befand und zu einem großen Saale aufwärts führte. Die Wände desselben waren ringsum mit Gemälden bedeckt; durch die Mitte herab standen in zwei Reihen Statuen und mancher Art Gypsabgüsse, und am unteren Ende war noch eine kleine Sammlung von alten Waffen und Rüstungen zusammengestellt. „Das ist mein ganzer Raritätenkram," sagte Arnold, „wie ich ihn teils ererbt, teils, wo sich Gelegenheit fand, nach meinen geringen Mitteln vermehrt habe. Es ist das leider eine sehr kostspielige Liebhaberei."

„Dafür scheint es mir aber auch ein recht niedlicher Kram zu sein," versetzte Alexis erstaunt, da er hinreichende Kunstkenntnis besaß, um auf den ersten Blick wahrzunehmen, welch' seltene Schätze in diesem Raume vereinigt waren. Bald war er der Betrachtung derselben völlig hingegeben, wobei er den Geschmack, das treffende Urteil und das umfangreiche Wissen seines Vetters aufs neue zu bewundern alle Ursache fand. Neben der Sammlung von altem Gewaffen schloß Arnold noch eine Tür auf, die in ein kleines Gemach führte. „Ein Endchen von Ahnensaal," sagte er hineintretend, „das Du jedoch bei mir, dem Revolutionär und Demokraten, selbst in dieser Geringfügigkeit vielleicht nicht gesucht hättest."

„Ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben!" rief Alexis, mit neuer Verwunderung die wohlgeordneten Bilderreihen überblickend; „in der Tat, das hätt' ich kaum erwartet hier."

„Du siehst also nur," versetzte Arnold lächelnd, „daß ein Familiengefühl, das lebendig in einer natürlichen Pietät fortwurzelt, recht gut neben politischen Ansichten bestehen kann, die eine Erstarrung dieses Gefühls zum anspruchsvollen Staatsgesetz nicht anerkennen wollen."

„Still, still," entgegnete Alexis, „ich sehe da zu allernächst einige alte Herren, die solche ketzerische Reden aus dem Munde ihres Nachkommen doch sehr übel vermerken dürften."

Es waren durchweg ansehnliche Gestalten aus verschiedenen Zeitaltern, mitunter freilich steif und herzlich unbeholfen dargestellt; Ratsherren mit Barett, Samtmantel und goldener Halskette, in herabwallenden Lockenperücken oder mit gepudertem Kopfe; viele auch in schmucker und mannigfaltiger Kriegertracht, wie fremder Solddienst sie ihnen gegeben hatte. Dazwischen ältere und jüngere Frauenbilder im Modekleid ihrer Zeit mit hohen Spitzenkragen und riesig aufgetürmtem Haarschmucke; aber aus all' dieser Verschiedenheit leuchtete viel Anmut und Schönheit hervor. „Ich habe schon vor einiger Zeit alles Zweckdienliche aus unserem Familienarchiv zusammengesucht," sagte Arnold, „damit Du Dich über Taten und Schicksale der meisten dieser Herren und Frauen belehren kannst, wenn es Dich interessieren sollte. Und siehst Du, hier das Bild Deines Großvaters, das ich Dir schon früher als Gastgeschenk versprochen habe." Es war das Bildnis eines frischen Jünglings, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, doch schon die rote Offiziersuniform trug, die ehemals die Schweizerregimenter in französischem Dienste zu tragen pflegten. Aus dieser früh und glücklich begonnenen Laufbahn hatte ihn die große Revolution herausgeworfen und dadurch nur noch den Haß vermehrt, den ihm seine Standesansichten gegen dieses Weltereignis ohnehin schon eingeflößt hatten. „Ich nehme Dein Geschenk mit herzlichem Danke an,

Vetter," sagte Alexis, das Bild aufmerksam betrachtend, „obwohl ich in diesen jugendlichen Zügen kaum mehr eine Ähnlichkeit mit den Bildnissen meines Großvaters aus seinen späteren Jahren zu entdecken vermag. Zeit und Schicksal müssen sein Aussehen ungewöhnlich stark verändert haben. Ohne Zweifel stellt dies andere, offenbar von der nämlichen Hand ausgeführte Bild Deinen eigenen Großvater in seinen Jünglingsjahren dar. Welche Verschiedenheit des Ausdruckes, trotz der Ähnlichkeit der Grundzüge!"

„So ist es," erwiderte Arnold; „da noch ein Bild aus seinen Mannesjahren und dann hier zum Schlusse meine leider zu früh verstorbenen Eltern, Vater und Mutter."

„Um die Mutter trugst Du noch Trauer, als ich Dich kennen lernte," sagte Alexis; „von ihr hast Du auch die Augen geerbt." Er blickte lange voll Teilnahme auf die beiden Bildnisse bis er plötzlich laut ausrief: „Aber, mein Gott, wer soll denn dies hier sein?"

Alexis deutete mit dem Ausdrucke höchster Überraschung auf ein Porträt, das abgesondert etwas seitwärts hing und eine junge Dame darstellte. „Nicht wahr," antwortete Arnold, nur langsam sich von den Bildnissen seiner Eltern abwendend und ohne die Aufregung seines Verwandten wahrzunehmen; „nicht wahr, das ist ein anmutvolles Bild? Es stellt meine ebenfalls früh verstorbene Tante dar."

„Sie war die Frau meines Oheims, des Amerikaners, wie er in der Familie genannt wird und von dem ich Dir früher auch schon Erwähnung getan habe," fuhr Arnold fort, „in gewisser Beziehung das vollständige Gegenbild Deines Großvaters. Er wanderte aus, weil ihm unsere Verhältnisse zu stabil, zu konservativ waren und er an eine Verwirklichung seiner demokratischen Ideen in unserem Lande nicht glauben konnte."

„Und sie —?" fragte Alexis, ohne einen Blick von dem Bilde zu wenden; „war sie eine Amerikanerin?"

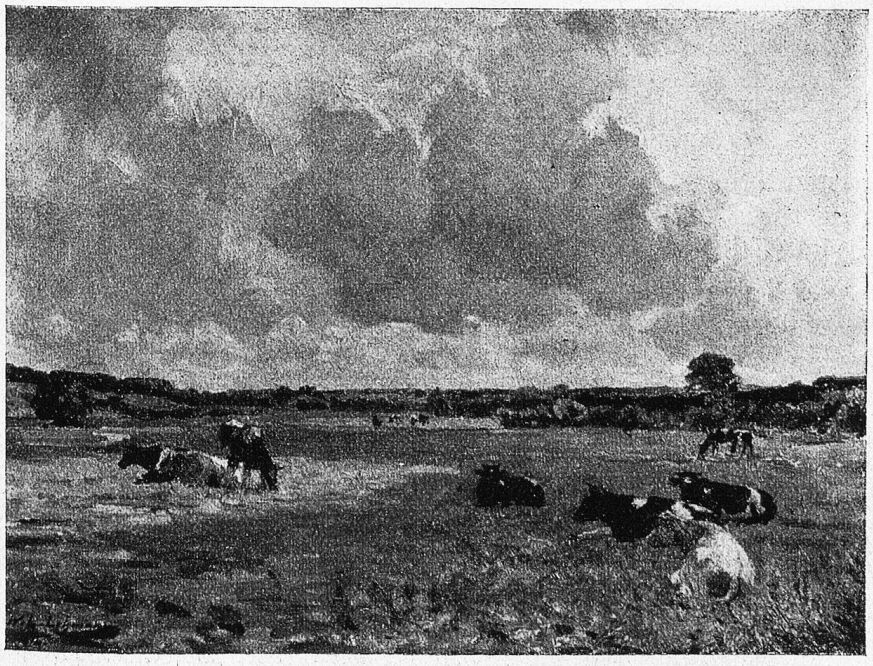
„Nein, sie war eine Schweizerin, drüben aus der Stadt gebürtig," erwiderte Arnold. „Mein Oheim hing, trotz seiner Begeisterung für die freiheitlichen Zustände Amerikas, doch unentwegt mit ganzem Herzen der Heimat an und so kam er denn auch, schon in seinen reiferen Mannesjahren stehend, einmal herüber, um sich hier eine Lebensgefährtin zu holen. Aber sie ertrug die Fremde nicht und erlag nach wenigen Jahren dem Heimweh.

„Doch warum befindet sich das Bild ihres Gatten nicht bei dem ihrigen; wo ist es denn?" fragte Alexis in halber Zerstreuung.

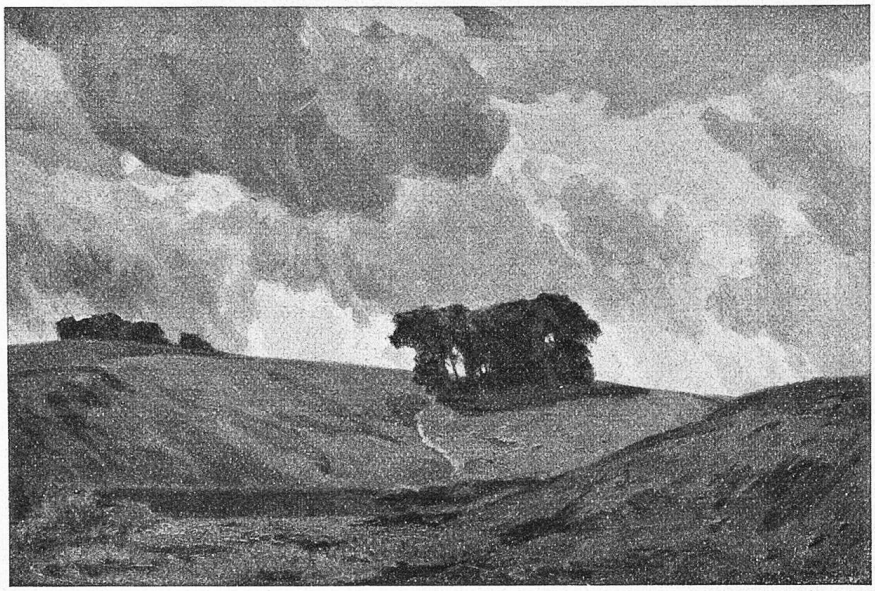
„Es ist nicht da, er würde sich das verbitten," schüttelte Arnold den Kopf. „Dieses Zimmer mit seiner kleinen Sammlung ist ihm von jeher als eine Art Götzentempel erschienen, in welchem den Dämonen der Standesvorurteile und des Kastengeistes geopfert werde. Überhaupt hat er seine Eigenschaften, und ich bin höchst begierig, wie Ihr beide einander behagen werdet."

„Ja wie," fragte Alexis, der sich schon wieder in die Betrachtung des Frauenbildes versenkt hatte, langsam aufblickend; „hält sich denn Dein Oheim nicht mehr in Amerika auf?"

„Er muß sich schon seit einiger Zeit in der Schweiz befinden; doch wo, weiß ich selbst nicht," erklärte Arnold weiter; „er liebt die Überraschungen, und das Briefschreiben ohne bestimmten Zweck ist nie



4. Ruhende Kühe. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.



5. Herbstmorgen bei Davos. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

seine Sache gewesen. Die letzte Nachricht habe ich vor etwas mehr als einem Monate aus London von ihm erhalten. Vermutlich hält er sich noch bei Alice in Genf auf, steckt in einem Bade oder streift in den Bergen umher."

„Bei Alice in Genf," wiederholte Alexis, „wer ist denn Alice?"

„Alice?" fragte Arnold etwas verwundert; „sollte ich denn dieser kleinen Verwandten noch nie erwähnt haben?"

„Nein, bei mir nicht, meines Erinnerns."

„Nun, möglich ist's schon," fuhr Arnold fort; „Alice ist mein Bäschen, das einzige Kind meines Oheims, das er bald nach dem Tode seiner Frau herüberbrachte. Es verlebte dann manche Jahre hier im Hause unter der Aufsicht meiner Mutter, ein etwas kränkliches, unscheinbares Kind, das körperlich nicht recht gedeihen wollte. Seit bald vier Jahren aber befindet Alice sich in Genf in einer vortrefflichen Erziehungsanstalt, wo sie sich auch über alle Erwartung günstig entwickelt hat. Als ich sie das letzte Mal sah, versprach sie eine ungewöhnliche Schönheit zu werden und mag sie unterdessen wohl schon geworden sein."

„Ist es denn so lange her, dieses letzte Mal," forschte Alexis, mit einem verborgenen Lächeln dem Vetter aufmerksam ins Gesicht blickend; „nach Genf ist es doch keine Weltreise von hier."

„Bald ein Jahr," versetzte Arnold ruhig; „allerdings eine lange Zeit für die Entwicklung eines Mädchens in diesem Alter. Ich habe den Oheim schon vor einem halben Jahre erwartet und deshalb einen Besuch bei der Tochter immer hinausgeschoben."

Alexis wendete sich wieder dem Frauenbilde zu. „Nun denn," rief er aus, „wenn die Tochter an Anmut und Schönheit der Mutter ähnlich werden sollte, so möge sie doch vor ihrem Lose behütet bleiben. Oder ist es wirklich das Los alles Schönen, daß es so bald vergehen und welken soll?"

„So scheint es oft," erwiderte Arnold, nachdem auch er noch einen teilnehmenden Blick auf das Bild der Tante geworfen; „aber wie natürlich eine der Vergänglichkeit menschlicher Dinge sich zuwendende Stimmung nach solcher Bilderschau sein muß, ich habe augenblicklich wirklich keine Zeit, mich ihr hinzugeben, und bist Du einverstanden, lieber Vetter, so beginnen wir sogleich mit unserer schon verabredeten Hausordnung. Ich besorge das Unerläßliche meiner Tagesgeschäfte, um am Nachmittag völlig zu Deiner Verfügung zu stehen."

„Du weißt," sagte Alexis lebhaft, „es würde mir keine Minute mehr wohl sein in Deinem Hause, merkte ich, daß Du die verabredete Regel meinetwegen ein einziges Mal brechen wolltest. Mein bißchen Soldatenschule hat mir wenigstens soviel eingetragen, daß ich weiß, was Ordnung und Zeit bedeuten."

„Ich werde Dir," fügte Arnold hinzu, während sie den Saal verließen, „drunten noch meine kleine Bibliothek zeigen; die erwähnten Papiere aus dem Familienarchive habe ich bereits auf Dein Zimmer bringen lassen."

So trennten sich für die noch übrigen Vormittagsstunden die beiden; aber selbst am Nachmittage bezeigte Alexis keine Lust, vor Abend das Zimmer zu verlassen. Die Lektüre der Familienpapiere hatte ihn völlig eingenommen, da dieselben ein viel bewegteres Leben der Vergangenheit vor ihm aufrollten, als er es sich hätte vorstellen können. Doch wie verschiedenartig auch die Schicksale und Lebenswege waren, die er hier kennen lernte, ob seine Vorfahren für die Unabhängigkeit des eigenen Landes

gekämpft, ob sie im Dienste fremder Fürsten für eine fremde Sache das Leben eingesetzt oder ob sie im Ratsale gewirkt und gewaltet, durch das Tun Aller ging überall und zu jeder Zeit ein gemeinsamer, alles beherrschender Grundzug: die unbesiegbare Liebe zur Heimat und der Stolz auf ihre Unabhängigkeit. Noch der Urgroßvater war von einer Gegenpartei, die in dem kleinen Staatswesen die Oberhand gewonnen, von all' seinen Ämtern verdrängt und, von den irregeleiteten Mitbürgern verlassen, für all' seine langjährigen Dienste zuerst zum Kerker, dann zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt worden.

6. Herbsttag. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

Aber als das an ihm begangene Unrecht endlich erkannt wurde, kehrte er, dem die Fremde umsonst Ehren und Reichtümer angeboten, mit jubelndem Herzen wieder in die Heimat zurück, um derselben ohne jeden Nachgedanken seine Dienste aufs neue zu weihen. Alexis legte die vergilbten Blätter sorgfältig in ihre Lade zurück und gab sich einem nachdenklichen Sinnen hin. Zum erstenmal tauchte in ihm die Frage auf, ob der Großvater auch wohl daran getan habe, die angestammte Heimat für die Befriedigung seines Eigenwillens hinzugeben, oder ob vielmehr nicht er derjenige gewesen sei, der der ursprünglichsten und unentwegtesten Geschlechtsüberlieferung untreu geworden? Der junge Mann erhob sich rasch, als wolle er solche Gedanken von sich streifen; aber noch war es ihm nicht gelungen, als bei schon sinkender Sonne Arnold hereintrat.

„Ich habe diesen Abend," sagte er, „wie mir erst im Laufe des Nachmittags angezeigt wurde, noch einer Pflicht zu genügen, zu deren Erfüllung Du mich vielleicht begleitest, lieber Vetter."

„Wenn Du mich tauglich dazu erachtest, gerne," erwiderte Alexis; „darf ich wissen, was es sein wird?"

„Ich habe Dir schon gestern auf der Herfahrt bemerklich gemacht," versetzte Arnold, „daß dieses Haus nicht mehr im Stadtgebiete liegt, sondern zu dem Dörfchen droben auf der Anhöhe gehört, das mit den zerstreut herumliegenden Höfen eine eigene Gemeinde bildet. Nun ist mir eben vorhin auf diesen Abend eine Gemeindeversammlung angesagt worden, die ich ohne Not nie versäume und zu der ich also auch Dich einladen möchte. Der Weg dahin ist sehr angenehm."

Alexis schaute dem Vetter mit großen Augen ins Gesicht und brach dann in ein heiteres Lachen aus. „Nun, bei meiner Ehre," rief er, „das ist ein unerwarteter Vorschlag. Ein ehemaliger Offizier im Heere Seiner Majestät, des Kaisers aller Reußen, ein angehender Diplomat im Dienste des nämlichen allerhöchsten Potentaten in einer schweizerischen Dorfgemeindeversammlung! Nicht übel, nicht übel, wie übel es mir auch am Hofe vermerkt werden könnte."

„Drum soll das Geheimnis mit aller diplomatischen Schlauheit bewahrt werden," entgegnete Arnold, in den nämlichen heiteren Ton einstimmend; „ich stehe Dir für meine Verschwiegenheit!"

„So gehen wir denn," sagte Alexis noch immer lachend, „wer weiß, welchen politischen Geheimnissen ich in Deiner Versammlung auf die Spur geraten kann."

Der Weg zum Dörfchen hinauf erweiterte den Ausblick über den See, die Stadt und das Gebirge, ohne daß sich jedoch Muße zur ruhigen Betrachtung der Landschaft geboten hätte; denn bald kamen von allen Seiten jüngere und ältere Männer heran, die des nämlichen Weges gingen, Arnold ehrerbietig, aber vertraulich be-

grüßten und wißbegierig über die Vorgänge in der Bundesstadt zu befragen anfingen. Es war auch viel die Rede von einer nahe bevorstehenden Volksversammlung, wobei Arnold deren zahlreichen Besuch für wünschenswert erklärte, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Versammlungsortes denselben niemand zumuten könne. Den Fremden streiften nur gelegentlich verstohlene Blicke, ohne daß seine Gegenwart aufzufallen schien.

In der Gemeinde, zu welcher sich an hundert ländlich gekleidete Männer einfanden, handelte es sich um die Frage, ob auch fernerhin, wie bisher, jedem Bürger mit eigenem Herde aus dem Gemeindewalde alljährlich drei Klafter Holz verabfolgt werden oder aber, ob diese Bürgergabe zur Schonung des gemeinsamen Gutes nicht für eine Reihe von Jahren auf zwei Klafter zurückgesetzt werden solle. Nun, dachte Alexis mit kaum unterdrücktem Lächeln, als er die nicht geringe Zahl ziemlich dürftig aussehender Männer in der Versammlung überblickte, das wird schwerlich langen Beratens bedürfen, und in der Tat ließen sich auch sogleich einige Rufe vernehmen, daß man bei dem gewohnten Herkommen bleiben solle. Zu seiner Verwunderung fand sich jedoch auf die Anfrage des Gemeindevorstehers, ob ein bestimmter Antrag in diesem Sinne gestellt werde, niemand, der dies unternehmen wollte. Dagegen wurde nun der Antrag auf Herabminderung der Bürgergabe vorgebracht und der Reihe nach von mehreren Rednern in wohlgeordnetem Vortrage begründet. Durch das bisherige Verfahren, hieß es, würde, da die Zahl der nutznießenden Bürger sich beträchtlich vermehrt, das gemeinsame Gute allzu stark in Anspruch genommen und die Nachkommen dadurch empfindlich geschädigt werden. In der ganzen Versammlung jedoch werde niemand eine solche Schuld gegen Kinder und Enkel auf sich nehmen wollen. Nein, das wollte keiner, und der Vorschlag wurde ohne weitere Einrede einmütig zum Beschlusse erhoben.

Alexis verstand wohl, daß sein Verwandter ihn nicht ohne einige Absicht zu dieser Versammlung eingeladen, aber er ließ sich's nicht merken und sagte daher auf dem Heimwege: „Mir scheint es, Eure Gemeindeangelegenheit hätte auf einem noch angemesseneren Wege erledigt werden können, als es geschah, und mich wundert es fast, daß Du selbst nicht einen solchen Ausweg vorgeschlagen hast."

„Ich mische mich grundsätzlich nie in Dinge, zu deren Erledigung die Einsicht und der gute Takt meiner Dorfgenossen mehr als ausreichend ist," erwiderte Arnold; „aber welchen andern Entscheid hättest Du denn vorgezogen, Vetter?"

„Wenn die Hablicheren unter Deinen Mitbürgern einem Teil ihrer Nutznießung freiwillig zu gunsten der Dürftigeren entsagt hätten. Der praktische Zweck wäre dadurch ebenfalls erreicht worden, und zwar auf eine ungleich großmütigere Weise."

„Wogegen ich mich aber aus allen Kräften gewehrt haben würde," sagte Arnold bestimmt.

„Du?" rief Alexis; „nein, Du gewiß nicht."

„Und warum denn nicht?" entgegnete Arnold ruhig; „glaubst Du, der hohe Standesherr allein halte so eifersüchtig darauf, daß er sich inter pares befinde? Nimm dem Geringsten dieser Dörfler sein Gefühl der Gleichheit in Rechten und Pflichten, und Du hast ihm sein bürgerliches Selbstgefühl, die ganze sittliche Grundlage unseres Staatswesens genommen. Dann freilich wäre alles verloren."

Alexis fühlte sich gegenüber der ernsten Entschiedenheit, mit der dies gesprochen wurde, etwas unsicher, und es kam ihm daher gelegen, daß Arnold selbst dem Gespräche eine andere Wendung gab. Dasselbe drehte sich nun den ganzen Abend, auch nachdem die beiden längst wieder nach Hause gekommen, fast ausschließlich um den Inhalt des Familienarchives, den Arnold durch mancherlei Überlieferungen, die sich in der Familie forterhalten, angenehm zu beleben und zu vermehren wußte. In Alexis aber begannen unter diesen Erzählungen die nämlichen Gedanken sich wieder zu regen, die schon am Nachmittage in ihm aufgewacht; jetzt nur noch lebhafter und eindringlicher. Es kam ihm vor, als sei er um ein Gemütserbe verkürzt worden, an dem andere sich erwärmen und erfrischen könnten. Auch auf seine Tante, die Frau des Amerikaners, kam Arnold wieder zu sprechen. Sie war aus guter aber verarmter Familie gewesen, so daß ihr die Werbung des Oheims als ein glänzendes Glück erscheinen mußte. Und nach aller menschlicher Berechnung hatte sie guten Grund dazu; denn der Oheim war, trotz seiner schon etwas reiferen Jahre, noch immer eine ebenso stattliche als angenehme Erscheinung, von heiterem, lebhaftem Wesen und den achtungswertesten Charaktereigenschaften. Zudem hatte er sich jenseits des Meeres Besitztümer erworben, die, nach den bescheidenen

Verhältnissen der Heimat gemessen, beinahe fürstlich genannt werden durften. So verließ die junge Frau diese Heimat ohne einen Augenblick des Bedenkens und voll der frohesten Hoffnungen; doch kaum war sie in der neuen Welt angelangt, als sie, mitten unter der liebevollsten Sorgfalt, die sie umgab, von einem verzehrenden Heimweh ergriffen wurde. Der Oheim und sie selbst hofften Linderung von der heilenden Kraft der Zeit, zumal wenn sich auch noch andere Herzenswünsche erfüllen würden; aber als dies endlich geschah, als die beiden Gatten mit einem Kinde beschenkt wurden, schien das Übel der Mutter nur noch schlimmer zu werden. Schon dachte der Oheim, von Mitleid und Liebe bewegt, ernstlich daran, seinen weitläufigen Grundbesitz zu veräußern und in die alte Heimat zurückzukehren; aber noch ehe dieser Entschluß ausgeführt werden konnte, war die Beklagenswerte ihrem Leiden erlegen.

„Das immerhin ein körperliches Leiden, eine klimatische Krankheit war," bemerkte Alexis aus seinem schweigsamen Nachsinnen heraus.

„Anfänglich und längere Zeit noch schwerlich," entgegnete Arnold; „wenigstens konnten die Ärzte selbst nichts Derartiges finden."

„Wie," entgegnete Alexis, „Du hältst doch euer Schweizerheimweh nicht für eine ganz absonderliche, von der Sehnsucht anderer Menschenkinder nach ihrer Heimat verschiedene Erscheinung?"

„Nein, so weit geh' ich nicht," sagte Arnold, „obwohl Dir vielleicht nicht unbekannt ist, daß dieses Heimweh bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herab von den tüchtigsten Ärzten allerdings als eine besondere Krankheitsform angesehen und oft mit sehr energischen Mitteln behandelt wurde. Jedenfalls aber bildet es auch heute noch einen Charakterzug unseres Volkes, der in dieser Vertiefung und Stärke bei keinem andern Volke anzutreffen ist."

Alexis blickte schweigend vor sich hin, und Arnold fuhr deshalb fort: „Unerwartet und auffallend war die Erscheinung immerhin bei meiner armen Tante. Früh verwaist, stand sie, wenn auch um ihrer Schönheit willen viel beachtet, doch bei ihrer Mittellosigkeit wenig ernstlich begehrt, ganz vereinsamt da, als sie meinen Oheim kennen lernte. Sehnsucht nach teuren Blutsverwandten, nach unvergeßlichen Bekannten oder gar nach dem Gegenstande einer heimlichen Liebe konnte ihr Heimweh also nicht sein; es war überhaupt auf die Heimat mit all' ihrem Sein und Leben ohne einzelne bestimmte Gegenstände gerichtet. Das Auffallendste aber kam erst später hinzu, nämlich eines jener Naturspiele, deren Dasein unser Verstand trotz allen Widerstrebens anerkennen muß, obwohl er dieselben sich nicht hinlänglich zu erklären vermag. Das Heimweh der toten Mutter ging auf das in der Fremde geborene Kind über, und Alice war kaum ein paar Jahre alt, als sie unaufhörlich schon dahin verlangte, wohin das Herz der sterbenden Mutter sich gesehnt."

„Vetter!" rief Alexis halb lachend, „ich mache nicht zum erstenmal die Beobachtung an Dir, daß Du ein geborener Dichter bist. Die Umgebung des Kindes, seine Amme und Wärterinnen werden ihm eben früh genug von der Mutter und ihrer Sehnsucht erzählt haben!"

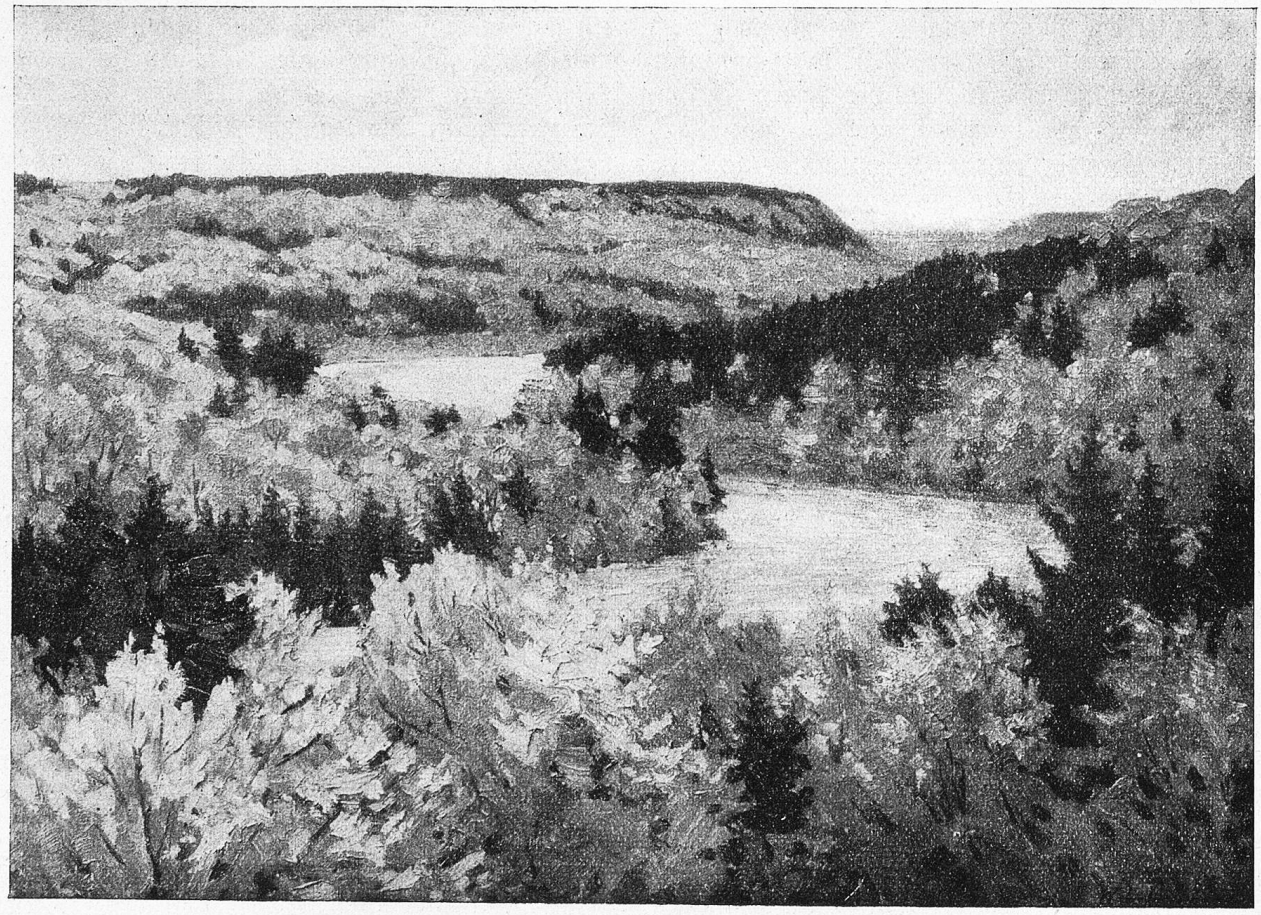
Aber Arnold schüttelte langsam mit dem Kopfe und sagte ruhig: „Frage darüber den Oheim, der endlich doch auch anrücken wird, Ihn wirst Du nicht in den Verdacht der Schwärmerei bekommen, obwohl die Erfahrungen, die er damals gemacht, nicht ohne Einfluß auf sein Gemütsleben geblieben sind."

Alexis legte nachdenklich die Hand über die Augen, sagte dann aber in scherzendem Tone: „Es wird schon spät, und um diese Zeit ist es, wie Du weißt, nicht ratsam, die Geisterwelt anzurufen. Ich möchte heute gern einen guten Schlaf tun. Also auf morgen wieder, lieber Vetter."

Doch diese Hoffnung auf einen guten Schlaf wollte so leicht sich nicht verwirklichen lassen. Sobald Alexis auf seinem Zimmer allein war, bemerkte er, daß ein kleiner Spiegel, der über einem Wandtischchen von kunstvoller Arbeit gehangen, entfernt und dafür ein Bild angebracht worden war. Als er zu genauerem Nachsehen näher getreten, entfuhr seinen Lippen ein lauter Ausruf, und zugleich stieg über seinem Gesichte ein helles Erröten auf. Wie und warum war dies Bild hierher gekommen; hatte er selbst durch irgend eine Äußerung Veranlassung dazu gegeben? Lag eine geheime Absicht dahinter, oder hatte ein bloßer Zufall es so gefügt? An das letztere konnte Alexis nicht glauben; aber ebensowenig vermochte er bei aller Anstrengung seines Gedächtnisses sich eines Wortes zu erinnern, das diese unerwartete Veränderung in der Ausstattung seines Gastgemaches hätte

verursachen können. Gern würde er seinen Verwandten unter irgend einem Vorwande ins Zimmer zurückgerufen haben; doch ehe er dazu kam, war Arnolds Schritt auf dem Korridor verhallt, und überhaupt schien im Hause schon alles zur Ruhe gegangen zu sein. So beschloß er, sich zu gedulden; aber nach mehr als einer Stunde stand er noch immer vor dem anmutvollen Bilde, und später sorgte ein neckischer Traumgott dafür, daß ihm dasselbe unter mancherlei Gestalten und Wandlungen sogar in seine Träume hinein folgte.

Am Morgen indessen mußte Alexis trotz einigen Mißtrauens bald auf den Gedanken kommen, daß sein Vetter von dem Vorgange, der ihn so eigentümlich aufgeregt, entweder nichts wußte oder denselben schon vergessen habe. Arnold begrüßte ihn mit der völligsten Unbefangenheit und begann ihm alsbald lebhaft mitzuteilen, daß er soeben durch eine Depesche erfahren, die große Volksversammlung solle nun schon am nächsten Sonntag abgehalten werden. „Dahin begleitest Du mich natürlich," rief er vergnügt; „das wird Dir eine Unterhaltung gewähren, wie ich sie Dir mit dem besten Willen sonst nicht zu bieten wüßte." In eifrigem Tone fuhr er fort, das Leben und Treiben einer solchen Versammlung zu schildern, bis er plötzlich sich selber unterbrechend sagte: „Doch was ist Dir, Du siehst ja so nachdenklich aus, Vetter."



7. Isar-Landschaft. Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

„O," erwiderte Alexis, „man kann wohl nachdenklich werden in einem Hause, wo solche Wunderdinge vorgehen, wie hier; wo tote Bilder von ihren Wänden herabsteigen und sich in andern Gemächern einen neuen Wohnsitz auswählen, ohne daß der Hausherr etwas davon zu merken scheint."

Arnold schaute seinen Vetter mit großen Augen fragend an und schüttelte dann den Kopf.

„Wie, Du solltest wirklich nicht wissen," Alexis, „daß das Bild Deiner Tante —"

„Ach," rief Arnold, sich mit den Fingerspitzen auf die Stirn tippend, „das hatt' ich wirklich völlig vergessen; das Bild ist also, wie

ich's befohlen, auf Dein Zimmer gebracht worden?"

„So ist es," erwiderte Alexis, dem Vetter scharf ins Gesicht blickend; „doch, warum hast Du das eigentlich befohlen, wenn ich bitten darf?"

„Warum?" entgegnete Arnold, über den forschenden Ernst dieser Frage verwundert; „nun, ich glaubte eben gestern morgen bemerkt zu haben, daß Dir das Bild der Tante von all' meinen kleinen Schätzen das meiste Wohlgefallen errege; daher gab ich den Auftrag, dasselbe während unserer Abwesenheit auf Dein Zimmer zu bringen, in der guten Meinung, Dir damit nicht unangenehm zu sein."

„Du bist in der Tat freundlich," sagte nach einigem Besinnen Alexis, völlig beruhigt durch den Ausdruck treuherziger Offenheit, in dem diese Erklärung gegeben war; „mehr als freundlich, lieber Vetter; dafür will ich Dir zum Danke nur gestehen, daß ich Dich in recht bösem Verdachte gehabt habe."

„In bösem Verdachte, und wie denn das?"

„Wie Verdacht und Argwohn gewöhnlich kommen, eben da, wo das eigene Gewissen nicht ganz lauter ist," erwiderte Alexis; „drum bin ich auch bereit, Dir eine kleine Beichte abzulegen, wenn Du mich anhören willst."

„Eine Beichte, allerliebst!" rief Arnold vergnügt; „o ich glaube Dir schon zum Voraus Absolution versprechen zu können, lieber Vetter." (Schluß folgt.)

# Wilhelm Ludwig Lehmann.

Von A. V.

In der Lichthalle des Zürcher Stadthauses, unmittelbar unter dem Glasdach, kann sich derjenige Besucher, der das Treppensteigen nicht scheut, zweier Wandgemälde erfreuen, die durch ihren schönen Aufbau und ihre übersichtliche Gliederung eine ebenso reine und tiefe Wirkung ausüben wie eine seelenvolle Landschaft, obschon es Stadtbilder sind: Zürich um 1650 und 1770. Der Steg in der Mitte des ersten (1) führt den Blick über die ruhig strömende Limmat hinüber nach der Wasserkirche mit dem dunkelbraunen Helmhaus, das links vom stumpftürmigen Großmünster überhöht wird, während er nachher an den stattlichen Häusermassen vorbei seeaufwärts gleitet, von wo ein Gewitter heranzuziehen scheint. Der rotbraune Ton gibt der königlichen Stadt einen Ernst, der sich nach der einen Seite bis zur Düsterkeit steigert, indes über die andere der See sein Licht ausbreitet. Im zweiten Bilde (2) hält ein festlich beflaggtes Schiff, das grüßende Böllerschüsse löst, auf die befestigte Seeinfahrt zu. Die Limmat teilt das Stadtbild in zwei gleiche Hälften, die links vom Fraumünster und der Peterskirche, rechts vom Großmünster beherrscht werden. Das idyllische Oberdorf rechts kontrastiert aufs schönste mit den Kunstbauten der linken Hälfte, und in der Ferne steigt eine stahlgraue, mächtig sich ausbreitende Wetterwolke über dem Käferberg auf. Aus den Häusergruppen wurde jene Größe herausgeholt, die nur die Liebe des Malers zu seiner Vaterstadt und deren Geschichte zu finden vermochte, verbunden mit einem ausgesprochenen Sinn für architektonische Schönheit. Dieser offenbart sich auch in dem Aquarell „Partie an der Limmat" (3). Er ist im Künstler durch seinen Bildungsgang großgezogen worden und hat ihm ermöglicht, in vielen seiner Aquarellen, die sich z. B. wiederholt mit dem Kircheninnern des Klosters Fahr, der Johanniskirche in München oder der Reichenau beschäftigten, Eindrücken aus der Architektur poetische Reize abzugewinnen. Diese Fähigkeit finden wir nur bei wenigen Malern; und wo sie vorhanden ist, kommt im Gemälde fast regelmäßig die Schönheit der Architektur zu kurz, weil den Malern die Geheimnisse der Konstruktion und der architektonischen Linienführung ein Buch mit sieben Siegeln sind.

Am 7. März 1861 in Zürich als der Sohn eines künstlerisch veranlagten Arztes geboren, erwarb er 1883 am Polytechnikum sein Diplom als Architekt, worauf er sich von 1885 an in Karlsruhe und München ausschließlich der Malkunst widmen durfte, die schon des Knaben Herz bewegt hatte. Die Liebe zur Kunst und zur Treue gegen sich selbst waren so stark in ihm, daß man in seinen Werken umsonst nach Anlehnung an seine Lehrer oder großen Zeitgenossen sucht. Die „Richtung" und der „Stil" ergaben sich bei ihm allmählich und früh aus seinem innigen Verhältnis zum Gegenstand seiner Darstellung wie aus seinem persönlichen Empfinden, wobei ihn die Liebe zur Natur in allen ihren Gestalten vor Exzessen und Künsteleien bewahrte; namentlich aber vor der Anwen-